

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 41

Artikel: Unser Wald
Autor: Bavier, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vorderste da ist eine Schlägerin“, fing sie dann aufgeräumt vorzustellen und zu erklären an. „Man würde es ihr nicht einmal ansehen. Da muß man schon Guraschi haben, wenn man zu ihr hinsitzen will. Aber dafür schafft sie wie ein Roß, das ist auch etwas wert. — Die andere, die Braune, ist just in der gleichen Nacht, da er gestorben ist, zum Kalbern gekommen. Eine Viertelstunde, bevor es ganz mit ihm aus war, hat er noch aufstehen und nach dem Braun sehen wollen. Er hat die Worte fast nicht mehr herausgebracht, aber das hat er mir doch noch fest überbunden, ich solle doch ja der Braunen das Euter fleißig mit Grünöl einreiben, damit kein Dreiftrich aus ihr werde. Ich selber hätt' umfallen und tot sein können, das wär' ihm nicht so nah' gegangen. Das Kälbchen hab' ich dann auch davongebacht, dort zu hinterst liegt's. Die Sonne und ich sind sein Doktor gewesen. Es hat mir gut getan, daß ich mich in der bösesten Zeit recht mit etwas abgeben und mir Mühe machen mußte.“

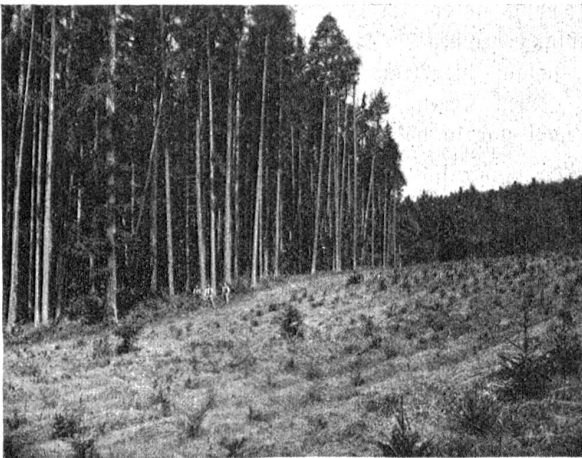
(Fortsetzung folgt.)

Unser Wald.

Von Oberförster B. Bavier, Solothurn.

Mit verschwenderischer Pracht gießt der Herbst die ganze Fülle seiner Farben aus, bis der Buchwald in feuriger Lohe entbrennt und ein einziges strahlendes Leuchten Tal und Hang vereinigt. Bald aber legen kalte, klare Nächte ihren weißen Reif über das Land, Blatt um Blatt schwebt in wirbelndem Tanze der Erde zu, nackt und kahl steht der Wald. Noch aber liegt über ihn hingegossen ein zart violetter Hauch, wie eine leise Verheißung wiedererstehenden Lebens und die sattgrünen Moose, die der Pinsel der Natur an die grauen Stämme malt, die golden rotbraune Decke, die der Herbst im Mosaik der Blätter über den Boden breitet, die zarten Schleier der Nebel, die seine Kronen in weichen Konturen verschwinden lassen, sie geben auch dem winterlichen Laubwald unbeschreiblichen Reiz. Aber gar im Frühjahr, wenn neues Leben alle Knospen sprengt, wenn am Fuß der Bäume der Teppich weißer Anemonen erblüht, dann zieht es auch den verstocktesten Griesgram hinaus, den ewigen Zauber des Erwachens der Natur zu genießen.

Was ist uns der Wald? Schutz und Schirm dem Einen, der Erzeuger des unentbehrlichen Holzes dem Andern. Beides der Allgemeinheit. Aber noch mehr: Der unvergleichliche



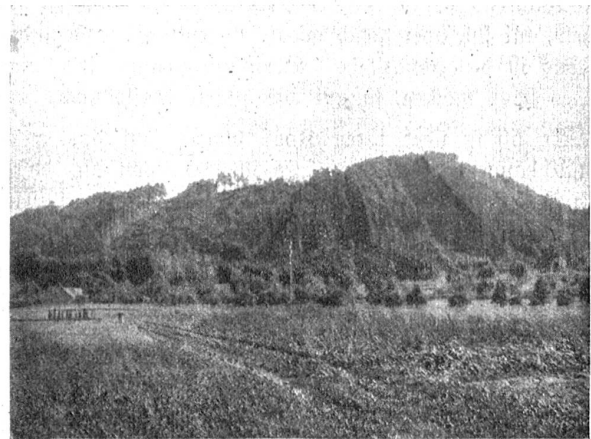
Der Kahlschlag, eine ebenso häßliche als für den Wald schädliche Wirtschaftsmethode.

Schmutz unserer Heimat, denn mit den beiden Begriffen des Schutzwaldes und des Nutzwaldes, diesen Begriffen, die immer und überall unsere wirtschaftlichen Maßnahmen

im Walde bestimmen, ist die Rolle des Waldes sicher nicht erschöpft und mit seiner Bewirtschaftung ist uns ein guter Teil der Schönheit unseres Landes in die Hand gegeben.

Mehr als einmal ist unserer heutigen Forstwirtschaft schon der Vorwurf gemacht worden, daß sie den Wald habe veröden lassen. Der Wald wird in starre Formen gezwängt, jeder hohle Baum, jedes dicke Gebüsch, jeder üppig wuchernde Waldsaum wird entfernt. Dem gefiederten Volk, das den Wald mit frohem Leben erfüllt, werden die Brutstätten entzogen und die scheuen Tiere des Waldes entbehren der Didungen, in denen sie sich heimisch und geborgen fühlen können. Waldeschönheit und Waldesleben, so sagt man wohl, sind dem starren Nützlichkeitsprinzip geopfert worden.

Als man unter dem Zwange steigenden Holzverbrauches dazu kam, die Erträge des Waldes dauernd für Kinder und Enkel sicher zu stellen, als man, kurz gesagt, anfang zu wirtschaften, statt nur planlos zu nutzen, da rückte man — lange Jahrzehnte sind es her — dem Wald mit der Schablone auf den Leib. Man rechnete und zirkelte und machte schließlich aus seinem lebendigen Organismus ein totes Rechenexempel. In langen Mahden, wie Gras unter der Sense, so sank der Wald dahin, jedes Jahr ein ausgeklügeltes Stück, nicht mehr, aber auch nicht weniger als man errechnet hatte, und auf die kahle Fläche hinaus, da pflanzte man nun in geordneten Reihen die jungen Waldbäumchen, die hier, dem Mutterhause des Waldes entrissen, in der Waisenanstalt der Pflanzschule aufwuchsen und viel zu jung noch allen Unbilden preisgegeben, den harten Kampf ums Leben aufnehmen mußten. Und wirklich, des Ungemachs da draußen war kein Ende. Der Wind, der ihre Nestchen zauste, trocknete den Boden, trommelnder Regen härtete ihn zur Kruste, dürre Sommerhitze ließ sie verdorren und klirrender Frost bräunte ihre jungen Triebe. Neppiges Unkraut drohte sie zu ersticken und vergebens suchten ihre zarten Würzelnchen in den nun verhärteten Boden der Tiefe zu dringen. Allerdings, allen ging es vorerst nicht gleich schlecht. Robuster als ihre Leidensgenossen, die Buche und die Weißtanne, zeigte sich die Fichte oder Kottanne den Verhältnissen noch am besten gewachsen und rücksichtslos verdrängte sie jene alteingesessenen Holzarten aus dem sich bald zum Dickicht schließenden Jungwalde. Aber nur zu bald rächte sich die mißhandelte Natur. In den eben noch so rasch aufschießenden, scheinbar so gesunden Jungbeständen wütete oft genug Krankheit, Siechtum und rascher Zerfall. Und was wohl das Schlimmste war, man hatte mit dem Kahlschlag den Boden seiner besten Kräfte beraubt und das in ihm



Stark zerstückelter Privatwald im Kahlschlagbetrieb. Häßliches zerhacktes Waldbild.

wirkende Leben, das da die Stoffe baut, umbaut und schafft, die der Wald für sein Gedeihen bedarf, ersterben lassen. Man hatte unsere Lehrmeisterin, die Natur, aus ihrem

Seiligtume vertrieben und den kühl rechnenden Verstand zum Hökern erhoben, man hatte die Poesie aus ihren geheimsten Schlupfwinkeln verstoßen und damit alle guten Geister des Waldes verbannt.



Eintönige langweilige Reihenpflanzung auf ehemaliger Kahlschläge. Die langsamer wachsenden Holzarten, wie die Tanne und die Buche, werden durch die Kottanne verdrängt.

Manche Schleier haben seither Wissenschaft und grüne Praxis gelüftet und wir sehen heute im Walde nicht mehr ein bloßes Nebeneinander von Bäumen, sondern einen lebendigen Organismus, eine überaus innige und untrennbare Lebensgemeinschaft von Boden, Holzbestand und Atmosphäre, die keine brutalen Eingriffe gestattet, ohne an den Wurzeln ihres Seins getroffen zu werden.

So ist denn unsere heutige Zeit zu einer naturgemäheren Waldwirtschaft zurückgekehrt. In unsern Wald, da soll einmal jede Holzart wieder ihr zusagendes Plätzchen finden, keine soll verdrängt, jede ihr Daseinsrecht behalten. Verschieden wie ihre äußere Gestalt sind ja auch ihre Anforderungen an das Leben, an Feuchtigkeit und Wärme, an Boden und Luft, verschieden ihre Widerstandskraft gegen alle Gefahren. Tief will die Eiche ihre Wurzeln in fruchtbares Erdreich senken, mit ärmlichstem nimmt, wenn es sein muß, die Föhre vorlieb. In Luft und lichter Sonne will die Lärche ihre Krone baden, im dämmrigen Schatten die Weißtanne ihre Jugendzeit verträumen. Ihnen allen wollen wir ihre Daseinsbedingungen schaffen.

Und noch eines möchten wir: die dünne, spärliche Horizontalschicht der Kronen des gleichaltrigen, gleichförmigen Waldes durch die wogende Vegetationsfülle des ungleichaltrigen Waldes ersetzen. Stufig geschichtete Laub- und Nadelmassen sollen den Wuchsraum nützen, vom Boden, wo eben erst der zarte Keimling seine Würzelschen in den lockeren Humus des geschonten Waldbodens treibt, von den Jungwüchsen, die, hier noch im Schatten ausharrend, dort in kleinster Lücke bereits dem Lichte zustrebend, Dichtung an Dichtung stehen, bis zur Spitze der Stangen- und Baumhölzer, die die Herrscher im Walde, die mächtigen Altholzstämme umringen.

Kraft, Schönheit und Gesundheit, aber auch hohen Wert und gesteigerten Ertrag soll uns der gemischte und un-

gleichaltrige Wald bieten. Den Fingerzeigen der Natur folgen, ihre Sprache verstehen und darüber doch nicht das uns gesteckte Ziel, die Produktion und damit das Rechnen vergessen, das — so möchte ich beifügen — ist unsere Schwie-



Der Plenterwald, das Idealbild unserer heutigen-Sorfwirtschaft. Auf der gleichen Fläche sind alle Altersstufen vom Sämling bis zum alten Stamm in bunter Mischung dauernd vertreten.

rige und dankbare Arbeit. Denn nicht nur Schmuck der Heimat, sondern auch eine der Quellen seines Wohlstandes ist der Wald.

Große Organisationen mühen sich um den Schutz der Heimat. Im Nationalpark konnten wir auch den Wald dem freien Spiel der Kräfte der Natur überlassen. Andere Vereinigungen haben sich die Aufgabe gestellt, die Schönheit jenes Waldes besonders zu pflegen, der als grüner Kranz unsere Städte umgibt. Ruhebänke laden zur Rast, wohlgebaute Wege zu mühelosem Wandern und die Waldpflege ordnet sich gerne den Rücksichten unter, die man an diese Waldungen, als schönster Erholungsstätte unserer Bevölkerung stellen muß. Was ich aber heute zeigen wollte, das ist, daß der Wald im Arbeitskleide, der Wald, der stolz und unbesiegbar an unsern Berglehnen steht, der Wald auch auf der vollen Höhe wirtschaftlicher Wertzeugung und nach den Leitlinien der Natur gehegt und gepflegt, Schönheitswerte birgt, die weder denen des Urwaldes noch denen des Parkwaldes nachstehen.

(Gekürzt aus dem „Heimatschutz“.)

Einen Sommer lang.

Von Wilhelmine Baltinester.

Die Sonne schien hell auf die Dorfstraße nieder, als ein Automobil, staubaufwirbelnd, daherkam. Erschreckt stoben friedliche Hühner und Gänse auseinander, und die Kinder, die am Begrande spielten, starteten mit neugierigen Augen auf die junge Dame, die mit wehendem Schleier im Automobil saß.

Annemarie Ruhlis lächelte, als sie diese Verwunderung und Verwirrung bemerkte, und als sie endlich vor dem Schulhause halt machten, wo sie zwei Zimmer gemietet hatte, rief sie dem Lehrer, der sie erwartete, lachend zu: